

Feuilleton

Hühner gackern, Hähne krähen, Bomben fallen

Strasnoys „Geschichte“ in der Werkstatt der Staatsoper

VON MARTIN WILKENING

Die Ouvertüre zu diesem Stück kommt vom Tonband: Hähne krähen, Hühner gackern, und dann fallen Bomben, es wird wieder still. Der Komponist Oscar Strasnoy, dessen „Geschichte“ nach Witold Gombrowicz mit solchen Klängen beginnt, liebt die große Geste des Musiktheaters, und er jongliert bravourös mit ihr. Denn was zunächst etwas platt wie das Ende einer ländlichen Idylle erscheint, erhält alsbald seinen Hinterriss als phantasierte Befreiungstat. Man könnte Bomben in diese Familie schmeißen.

Wie die Hühner hacken Eltern, Bruder, Schwester in erzieherischem Eifer auf dem Protagonisten herum, dem zunächst sein Name vielstimmig eingebläut wird, Witold. Der aber verweigert sich der Identifikation mit der Familie, der hohlen Autorität des Vaters, der Hysterie-Flucht der Mutter, der Korruptheit seiner auf unterschiedliche Weise angepassten Geschwister. Er stört die Selbstdarstellung der Familie als Modell einer stabilen Gesellschaft, sucht sich, wie er sagt, einen Platz auf deren Hinterhof, von dem aus er nun barfuß seiner Reifeprüfung entgegenläuft, bei der er nach Überzeugung aller eine klägliche Figur abgeben wird, allenfalls in der Lage, eine Unreife-Prüfung zu bestehen.

Gombrowicz erlebte seine eigene Befreiung ironischerweise durch den 2. Weltkrieg, dessen Ausbruch ihn als jungen Mann 1939 auf einer Südamerikareise überraschte. Fast drei Jahrzehnte blieb er freiwillig in argentinischen Exil. Sein Stück „Geschichte“ ist Fragment geblieben. Einerseits ist es, schon durch die Namensidentität von Autor und Hauptfigur, wohl sehr nah an dessen wirklichen psychischen Wunden, andererseits entwerfen die zum größten Teil nur lose

skizzierten Szenen eine Phantasmagorie geschichtlicher Spiegelungen aus den Konflikten dieser Familiensituation heraus: Der Vater wird zum russischen Zaren und zum deutschen Kaiser, in ihrer Patriarchen-Autorität angegagt durch weibliche Rasputin-Brunst in Moskau und Homosexualität in Berlin, während sich der junge Witold in dem Wahn austobt, mit der Ermordung des österreichischen Thronfolgers endlich seinen eigenen Krieg entfesselt zu haben. Ein krasses Beispiel für die Selbstinszenierung eines Freud-schen Familienromans.

Verzicht auf Instrumente

Der argentinische, jetzt in Berlin lebende Komponist Oscar Strasnoy setzt dem überdrehten Wahnsinn dieser Geschichte eine konsequente Reduktion entgegen. Sein 2004 entstandenes Musiktheater verzichtet auf Instrumente, zeigt das Gefangen-sein in den Familienbanden nur durch die pausenlose Agitation der Stimmen von sechs Vokalsolisten, wenige Einspielungen von Film-schlagern und Trivialmusik öffnen kurz die Fenster zu einer fernen Außenwelt, die aber auch nur simplen Trost verspricht. Solche Gefangenschaft setzt auch die minimalistische Bühne in der neuen Produktion der Staatsoper in der Werkstatt des Schiller-Theaters fort. Der kleine Raum ist wieder einmal ganz neu zu entdecken. Das Publikum schaut sich selbst in einer großen Spiegelwand beim Zuschauen zu, die sechs vorzüglichen Sänger und Sängerinnen sind von der Regisseurin Isabel Ostermann, zunächst ganz unauffällig, in den Sitzreihen platziert.

So beklemmend das Sujet, so amüsant dieser avantgardistisch verbogene 60-minütige Operetten-Spaß. Strasnoy führt die sechs Stimmen durch alle Möglichkeiten musikalischer Sprache, vom Sprechen über Lauterlegungen bis zur verzückten Koloratur, folgt dabei aber stets einer stringenten Gefühlsdramaturgie und reizt den schrillen Gegensatz zwischen Tragik und absurdem Witz gerade so weit aus, dass er sich nicht abnutzt. Ein kleiner Abend, der starken Eindruck hinterlässt.



STASZEK SZYBKJI JEST
Der Autor Witold Gombrowicz

Beglücker am Werk

Weltflucht als Bühnenzauber: Lutz Seilers „Kruso“ im Schauspielhaus Magdeburg uraufgeführt

VON ULRICH SEIDLER

Im Theater Magdeburg wurde Lutz Seilers preisgekröntes Roman-Debüt „Kruso“ uraufgeführt. Ein Roman, der in einer dieser vom realsozialistischen Alltag abgegrenzten DDR-Nischen spielt: auf Hiddensee – und der auch auf sprachlicher Ebene Weltflucht betreibt. Der um seine von der Straßenbahn überfahrene Freundin trauernde Edgar verdrückt sich auf die Insel, bekommt einen Job als Tellerwäscher im Gasthof „Klausner“. Sein Spülkollege Kruso, auch er hat jemanden an den Tod verloren, ist ehrenamtlicher Weltverbesserer und Innerefreiheitskämpfer, unter seiner informellen Leitung werden auf der Insel schwarze Quartiere an sogenannte Schiffbrüchige vergeben – angehende Republikflüchtlinge, Ausreisewillige, Leute ohne Meldeschein und Arbeitserlaubnis. Die zu Beglückenden bekommen vorher eine heilige Suppe, zubereitet aus den Klausner-Essensresten und irgendwelchen Pilzen und Kräutern aus Krusos Beet, das er mit den Extrakten aus dem Abflussrohr düngt. Eine Waschung gibt es auch, Alkohol natürlich; Sex ist eher fakultativ.

Zurück zur Natur

Seiler führt den Leser, an der Seite Edgars, behutsam in diese abgeschottete, quasi autarke Welt ein, die an eine Sekte oder Kommune erinnert. Nichts geschieht hier einfach so, schon gar nichts, was eine Art Handlung vorantreiben könnte. Alles bekommt eine metaphorische Oberbedeutung, wächst sich zur literarischen Anspielung, lyrischen Traumbeschreibung aus. Seltsam ungebrochen ist von Erleuchtung, von Rückkehr zur Natur, von der Freiheit der Herzen die Rede – während vor der Küste die Patrouillenschiffe der Grenzwächter kreuzen und Fischer Wasserleichen in ihren Netzen finden.

In der Regie der Schauspielregisseurin Cornelia Cromholz ist dabei eine Inszenierung herausgekommen, die besser „Edgar im Wunderland“ hieße. Der Schauspieler Raimund Widra verfügt für seinen Ed über die nötigen weichgewinterten Gesichtszüge und bekommt in den drei Stunden nicht viel mehr zu tun, als das bunte Geschehen mit Staunblicken aus traurigen Augen zu kommentieren. Der Gasthofchef Krombach (Thomas Schneider) hüpfert mit Glitzerjacket und Zylinder durch die Manege, die Belegschaft ist hübsch-hässlich und zeichenhaft kostümiert, agiert charginhaft



Im Getümmel der Träume. Edgar am Boden, Kruso steht noch.

ANDREAS LANDER

Edgar im Wunderland

„Kruso“, Stück von Dagmar Borrmann, nach dem gleichnamigen Roman von Lutz Seiler

Inszenierung: Cornelia Cromholz
Ausstattung: Marion Hauer
Musikalische Einrichtung: Nina Wurmman

Es spielen: Raimund Widra (Edgar), Raphael Kübler (Kruso), Ralph Opferkuch, Thomas Schneider, Sebastian Reck, Iris Albrecht, Wolfgang Boos, Alexander von Säbel, Oliver Chomik, Sonka Vogt, Heide Kalisch, Konstantin Marsch

Weitere Vorstellungen: 3., 23. Oktober, 13., 28. November, 19.30 Uhr im Schauspielhaus des Theaters Magdeburg, Otto-von-Guericke-Str. 64

Karten und Infos unter Tel.: 0391/4 04 90 1200 oder im Internet unter: theater-magdeburg.de

Schöne Stehrumchen mit Blick auf die Elbe

In Hamburg traf sich die Musikindustrie zum Reeperbahn Festival

VON JENS BALZER

Wenn man die Augen schloss und sich einmal um die eigene Achse drehte und die Augen dann wieder öffnete und von Neuem in das heitere, von endlos strömenden Freigetränken besetzte Getümmel aus Musikbranchenbeschäftigten blickte, dann musste man in der Tat noch einmal darüber nachdenken, in welchem Jahr wir uns gerade befinden. Ist es wieder 1999, sind wir noch einmal auf der Popkomm in Köln, in den goldenen Zeiten der von dem kurz darauf kommenden Kollaps noch unangekränkelten Musikindustrie?

Nein, wir schreiben natürlich doch das Jahr 2015, und die Szene spielte sich auf dem Hamburger Reeperbahn Festival ab, das am Sonnabend zu Ende ging. Freilich war es verblüffend, wie gut gelaunt, proper und prosperierend die vollständig versammelte Popbranche hier wirkte. Auf dem Spielbudenplatz in der Mitte St. Paulis dienten große Open-Air-Bühnen als Dauer-spielstätten; drumherum luden in Dutzenden von Clubs Schallplattenfirmen, Konzertagenturen und staatliche Musikförderungs- und Exportbüros zu Showcase-Konzerten; im Stundentakt konnte man von einem Stehrumchen oder – wie man heutzutage eher zu sagen pflegt – Networking Event zum nächsten schlingern. Überall herrschte großes Hallo, und überall gab es etwas umsonst; es war also wieder alles wie früher.

Oder anders gesagt: Im zehnten Jahr seines Bestehens hat das Reeperbahn Festival endgültig die



DPA/HENRIK JOSEF BOERGER

Der Helga Award ging an die tapferen Veranstalter des antifaschistischen „Jamel rockt den Förster“ im naziverseuchten Mecklenburg-Vorpommern.

Nachfolge der alten Popkomm in Köln als zentralem Event für die Musikindustrie angetreten. Damit ist in Hamburg gelungen, was in Berlin nie klappte – dorthin war die Popkomm zunächst ja gezogen, nachdem sie 2003 in Köln kollabiert war. In der Hauptstadt scheinen die Branchenvertreter sich aber nie sonderlich wohlgefühlt zu haben, 2009 wurde die Popkomm mangels Interesse beerdigt, um dann als Berlin Music Week ein paar Jahre lang mit wechselnden Konzepten, aber gleichbleibend mäßigem Erfolg fortgeführt zu werden. Seit diesem Jahr heißt das Berlin-Music-Week-Nachfolgefestival „Pop-Kultur“ und wird nicht mehr vom Wirtschaftssektor, sondern von der Kulturarbeit-

lung veranstaltet; die erste Ausgabe fand, wie berichtet, an drei Tagen Ende August im Berghain statt.

Hamburg hingegen setzt nicht auf Kultur, sondern ganz auf Wirtschaft; mir scheint das eine vernünftige Arbeitsteilung zu sein, von der alle Beteiligten profitieren. Wer interessante Konzerte hören will, fährt nach Berlin; wer gerne bei Empfangen mit Entscheidern herumsteht, nimmt hingegen den Weg an die Elbe. Auch hat man in Hamburg erkannt, dass die Musikindustrie mit dem Konzept einer Messe, auf der man in großen Hallen an Ständen auf Medienpartner und Kundschaft wartet, nichts anfangen kann. Darum hat man diese Festival über die frisch gentrifizierte Ver-

und wird zu Bildern arrangiert, die wiederum von der Lichtführung scharf kontrastiert werden. Am albernsten ist es leider dann, wenn es bedrohlich werden soll, dann nämlich, wenn uniformierte Statisten auf Schlauchbooten mit ihren Maschinengewehren ins Publikum zielen. Die Ausstattung von Marion Hauer ist ein bisschen Richtung Südde abgedrückt, was gar nicht schlimm ist, weil doch die Realität hier nichts zu suchen hat. Dazu trägt auch die illustrative und dekorative Musik von Nina Wurman bei, die vom atmosphärischen Gewaber über Melodrama-Säuselei bis zu Technogehämmer reicht. Die Handlung muss auch noch irgendwie aus der bald 500-seitigen Vorlage herausoperiert und abgearbeitet werden (Fassung von Dagmar Borrmann). Zum Spielen und für szenische Situationen bleibt in diesem anspruchsvollen, mit kunstgewerblicher Mühe aufs Sinnliche und Überwältigende zielenden Bildertheater wenig Gelegenheit.

Angefochtene Realität

Der im Roman indianerhafte Kruso ist in der Gestalt von Raphael Kübler zum großfressigen Unteroffizier geraten, was zwar nervt, aber durchaus erhellend auf die Lektüreerfahrung zurückwirkt. Wieso liefert sich Edgar diesem versponnenen, egozentrischen Typen derart zweifelsfrei aus? Wieso schwingt in dem Roman so viel Sympathie für diese Unterwerfung mit? Und was sind das eigentlich für Lemminge, die sich da vom amtierenden Beglückter und seinen Untergebenen füttern, einquartieren, alkoholisch zulüthen und irgendwelchen Bettgenossen zuordnen lassen? Insofern regt dieser Theaterabend dazu an, weiter über dieses spröde, bewusstseinsweiternde, die Realität anfechtende Buch nachzudenken – die Harmlosigkeit der Theaterbildung bringt einen dazu, die darin aufge-spannte versifftete, versoffene und literarisch verklärte Utopie nüchtern zu betrachten, zwischendurch mit Grausen.

Es ist ein mutiges Unterfangen, diesen verwickelten Stoff auf die große Bühne zu wuchten und in einen kurzen Abend zu klemmen. Es dürfte dieser Mut gewesen sein, der am Premierenabend mit einem langen Applaus gefeiert wurde. Lutz Seiler sprang auf die Bühne, umarmte das Team und jeden einzelnen Schauspieler. Vielleicht hat er sich in dem Moment daran erinnert, wie er selbst im Sommer 89 als Saisonkraft auf Hiddensee Teller spülte.

Flucht ins Farblose

Reflexion und Innenleben: Nora Wagens „E.Galaxien“

VON SARAH PEPIN

Viel Handlung findet der Leser in Nora Wagens zweitem Werk „E.Galaxien“ nicht. In einer Geschichte fährt Erwin in seine Heimatstadt, um sein Elternhaus zu verkaufen und verbringt dabei viel zu viel Zeit im Einkaufszentrum „Galaxy“, freundet sich mit der Putzfrau dort an. In der zweiten Erzählung verabschiedet Edgar sich von seinen Mitmenschen und taucht in einer fast leeren Wohnung unter, bis eine langjährige Schulfreundin auftaucht: dann verliert er den Verstand. In „Eleonores Fuchsbau“ arbeitet die Protagonistin in einer Konditorei und trifft ihre erste Liebe David wieder. Viel mehr passiert nicht.

Die Protagonisten kursieren eigentümlich durch ihr Leben, von Einsamkeit geprägt, wollen die Flucht nach vorn ergreifen aus dem Vakuum ihres Alltags. Sie weigern sich, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen. Ihre Eigenheiten verbinden sie: Erwin schreibt „Tester“ auf alle Parfümflaschen im Parfümladen und fischt Twix-Verpackungen aus einem künstlichen Wasserlauf. Edgar wirft Bohnen auf den Kopf der Passanten unter ihm, baut sich eine Verlängerung aus Gaffa-Tape und einem Autospiegel und hält sie aus dem Fenster um die Uhrzeit der Apotheke draußen im Spiegel lesen zu können. Eleonore trägt ständig ein imaginäres „japanisches Mondgesicht“, ein Wenzling namens Traurigkeit herum.

Die drei vegetieren vor sich hin. Die Autorin charakterisiert sie rührend und fantasievoll: „... So einer bist du nicht: kein Abenteuerer, kein Auswanderer, dafür fehlt dir einfach der Mumm. Du fliehst in Farblosigkeit, aber Mumm ist Rot. Oder zumindest ein sehr dunkles Rosa.“ Nora Wagner geht es um das Innenleben und die Selbstreflexion ihrer Charaktere. Sie beschreibt einfühlsam und fein, wie sich deren innere und äußere Welt gegenüber stehen, selten treffen, und noch seltener ineinander verschränken. Edgars Gedanken beschreibt sie an einer besonders schönen Stelle wie folgt: „Drücke die Ohren an den Wollmischgarnbezug des Kissens, glaube ein Innenleben zu hören: Schaumstoffknistern. Flüstert mir Schnee unter die Schuhe, flüstert mir Krabbenbeine über den Strand, flüstert mir Milchschaum in Tassen. Sehe alles bis in den Schlaf hinein.“

Es kommt einem so vor, als wiege die Autorin die Worte wie zerbrechliche Schätze auf einer Waage ab, bevor sie sie in lyrische Sätze verwandelt. Kein Wort ist zu viel. Sehr auffällig ist auch der Verzicht auf Slang, auf das oftmals vulgäre Register, das man in vielen Gegenwartromanen findet, die von Autoren unter 35 geschrieben werden (ein Beispiel wäre das kürzlich hier besprochene Buch „Super Position“ von Kat Kaufmann, oder „Das Anna Phänomen“ von Petra Wodtke). Nora Wagner bezeichnet ihren Stil selbst als „altmodisch“, unter dem Einfluss von Ingeborg Bachmann oder Friederike Mayröcker. Diese Reife findet man in den Geschichten der 26-Jährigen wieder.

Vor allem hervorzuheben ist die letzte Erzählung, „Eleonores Fuchsbau“, die mit ihrem magischen, surrealistischen Zügen menschlich und greifbar ist. Nie überfällt Wagens Symbolik den Leser: Sie ist wunderbar in die stete Reflexion der Protagonistin eingeflochten. „Aber die Habsucht ist ein großes Ungeheuer mit fettigem Pelz, an dem die Traurigkeit nur versuchen kann sich hochzuziehen – an dem die Traurigkeit abgleitet. Sie wird kaum bemerkt und tritt aus letzter Not der Habsucht gegen das Schienbein.“ Ein Buch, das das Gleiten in die längeren Nächte des Herbstes samt heißer Tasse Pfefferminztee angenehmer gestalten wird.

Lesung am 28. 9. 20 Uhr, im Literarischen Colloquium Berlin. Karten: 8 16 99 60



E.Galaxien, Nora Wagner, Conte Verlag, Forum Neue Autoren, 160 S., 14,90 Euro